

Gibt es einen epischen Modus? Käte Hamburgers *Logik der Dichtung* evolutionspsychologisch gelesen

Käte Hamburger hat vor gut einem halben Jahrhundert die These aufgestellt, dass an Dichtung zwei grundsätzlich verschiedene sprachliche Aussagesysteme beteiligt seien, deren idealtypische Manifestation sie in erlebnishafter Lyrik einerseits und in der fiktionalen Er-Erzählung andererseits gegeben sah.¹ Das erste Aussagesystem – das der Lyrik – sei in einer starken „Ich-Origo“ als Sprecherposition verankert, von der aus alle Dinge, über die gesprochen wird, eine handfeste zeiträumliche Wirklichkeit erhalten. Bei dem zweiten Aussagesystem – dem der Er-Erzählung – handle es sich hingegen um eine Art sprecherloses Sprechen, in dem die Dinge, über die gesprochen wird, nicht apriorisch für jemanden wirklich seien, sondern mangels einer koordinatendefinierenden Sprecherposition im koordinatenlosen ‚Niemals‘ und ‚Nirgendwo‘ der epischen Fiktion schwebten, aber gerade dadurch eine besondere, von jeglichem Aussagesubjekt unabhängige „imaginäre Objektivität“² erhielten. Die erste Aussageform charakterisiert Hamburger als *Als-ob*-Struktur, das heißt als Nachahmung regulärer Rede, einen *fingierten* Sprechakt; die zweite Aussageform sei hingegen vielmehr eine *Als*-Struktur: nicht Nachahmung, sondern Darstellung, das heißt direkte sprachliche Konstitution einer eigenen, einer *Schein*-Wirklichkeit. „[D]er erzählende Dichter ist kein Aussagesubjekt,“ sondern bloße „Erzählfunktion“; „er erzählt nicht von Personen und Dingen, sondern er erzählt die Personen und Dinge“³.

Es geht mir im Folgenden nicht um die konkreten Details von Hamburgers Theorie oder eine fachgeschichtliche Rekonstruktion der sich daran anschließenden Diskussionen,⁴ sondern um das *Problem*, das Hamburger gesehen hat und bei dem ich aus evolu-

-
- 1 Hamburger, Käte: Zum Strukturproblem der epischen und dramatischen Dichtung. In: DVjS 25 (1951), S. 1-26; Dies.: Das epische Praeteritum. In: DVjS 27 (1953), S. 329-357; Dies.: Die Zeitlosigkeit der Dichtung. In: DVjS 29 (1955), S. 413-426; Dies.: Die Logik der Dichtung [1957]. 3. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta 1977 [Reprint: München: dtv 1987].
 - 2 Scheffel, Michael: Käte Hamburgers *Logik der Dichtung* – ein ‚Grundbuch‘ der Fiktionalitäts- und Erzähltheorie? Versuch einer Re-Lektüre. In: Bossinade, Johanna; Schaser, Angelika (Hg.): Käte Hamburger. Zur Aktualität einer Klassikerin. Göttingen: Wallstein 2003 (=Querelles 8), S. 140-155; 142; Ders.: Käte Hamburger (1896-1992). In: Martínez, Matías; Scheffel, Michael (Hg.): Klassiker der modernen Literaturtheorie. Von Sigmund Freud bis Judith Butler. München: Beck 2010, S. 148-167; 154.
 - 3 Hamburger 1987, S. 123.
 - 4 Dazu Mansour, Julia: „Fehdehandschuh des kritischen Freundesgeistes“. Die Kontroverse um Käte Hamburgers *Die Logik der Dichtung*. In: Klausnitzer, Ralf; Spoerhase, Carlos (Hg.): Kontroversen in der Literaturtheorie/Literaturtheorie in der Kontroverse. Bern u.a.: Lang 2007 (=Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik, N.F. 19), S. 235-247; Domenghino, Caroline: Käte Hamburger's *Logik der Dichtung* in Contemporary

tionspsychologischer Perspektive noch einmal neu ansetzen möchte. Zu heuristischen Zwecken sei mir gestattet, Hamburgers Vorgehensweise vereinfachend in drei Aspekte aufzufächern:

1. Hamburger hat die regelmäßige Intuition, dass mit bestimmten unterschiedlichen Formen von Literatur auch kategorial unterschiedliche Vorstellungskomplexe verbunden sind.
2. Sie versucht diese unterschiedlichen Vorstellungskomplexe sprachtheoretisch zu modellieren, um sie systematisch voneinander unterscheiden zu können.
3. Sie sammelt objektivierbare „Symptome“⁵ dieser unterschiedlichen Vorstellungskomplexe auf der Ebene des sprachlichen Ausdrucks.

Aspekt 1 bezeichnet Hamburgers eigentliche ‚Entdeckung‘, an die ich im Folgenden anknüpfen möchte. Ihre theoretische Modellierung (Aspekt 2) ist prinzipiell gegen andere geeignete theoretische Modelle austauschbar,⁶ ich sehe dafür jedoch keine Notwendigkeit, denn Hamburgers sprachlogisch-phänomenologischer Ansatz leistet, was er ihrer Darstellungsabsicht nach leisten soll. Meine folgenden evolutionspsychologi-

Narrative Theory. In: Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur 100:1 (2008), S. 25-32; Scheffel 2010, S. 159-162.

- 5 Hamburger 1987, S. 60. Mansours (2007, S. 239-241) Kritik, Hamburger unterstelle eine Kausalität zwischen den herausgestellten Textmerkmalen und dem Verständnis des Lesers, trifft nicht zu. Hamburger (1987, S. 12 u. passim) konzipiert die „Phänomene“ ‚Lyrik‘, ‚Epik‘ und ‚Dramatik‘ nicht als textangeleitete Leserkonstrukte (*bottom-up*), sondern als bestimmte „logische Strukturen“ – ich selbst spreche später von (angeborenen) Denkmodi –, die beim Leser zwar durch die jeweils kulturell gebräuchlichen „sprachlichen Strukturen“ (die zugleich „Symptome“ der Existenz dieser „logischen Strukturen“ sind) beim Leser abgerufen werden können (*top-down*), aber nicht im strengen Sinne von ihnen ‚verursacht‘ werden. – Überlegungen zum evolutionären Ursprung dieser drei ‚logischen Strukturen‘/‚Phänomene‘/‚Denkmodi‘ bei Mellmann, Katja: Evolutionary proto-forms of literary behavior. In: Schiefenhövel, Wulf et al. (Eds.): *Ethology and the Arts*. Oldenburg: BIS (=Hanse-Studien) (in Vorbereitung).
- 6 Scheffel (2003, S. 154f.; 2010, S. 162f.) hat eine Reformulierung mittels neuerer erzähler- und fikionalitätstheoretischer Ansätze vorgeschlagen. Das von ihm angeführte ‚disjunktive Modell‘ ist jedoch nicht geeignet, den von Hamburger ins Auge gefassten Unterschied zwischen ‚lyrischer‘ und ‚epischer‘ Fiktionalität zu erfassen. Die erzählerlose Er-Erzählung wird in diesem Modell der mehrstufigen, aber strukturanalogen Kommunikationssituationen gewissermaßen wieder als Nachahmung regulärer Rede konzipiert. Ähnlich Bareis, der es für „durchaus gerechtfertigt [hält], auch bei vermeintlich ‚erzählerlosen‘ Erzählungen von einem Erzähler im narratologisch-theoretischen Sinne zu sprechen“ und hier dieselbe „Mimesis der Stimme“ vorliegen sieht wie in Fällen mit Erzähler; Bareis, J. Alexander: Käte Hamburgers *Logik der Dichtung*, die Frage nach dem Erzähler und deren Konsequenz für die Erzähl- und Fiktionstheorie. In: Ders.; Karhiahio, Izabela (Hg.): *Text im Kontext 6*. Beiträge zur sechsten Arbeitstagung Schwedischer Germanisten in Göteborg 23.-24. April 2004. Göteborg: Acta Universitatis Gothoburgensis 2005 (=Göteborger Germanistische Forschungen 46), S. 75-83; 80f. Freilich ist das „gerechtfertigt“ (und vielfach sogar hilfreich), aber man bekommt den *Unterschied*, von dem Hamburger hier spricht, auf diese Weise nicht zu fassen; vgl. auch Domenghino 2008, S. 27.

schen Überlegungen stellen in gewisser Hinsicht ebenfalls eine Form der theoretischen Modellierung dar, haben allerdings eher explanative als deskriptive Funktion und sind insofern ergänzend, nicht alternativ zu Hamburgers Modellierung gedacht.

Aspekt 3, das heißt Hamburgers Versuch, ihre Theorie an der besonderen Faktur von literarischen Er-Erzählungen (vornehmlich des Realismus) nachzuweisen, ist derjenige Aspekt ihrer Theorie, der am meisten Kritik hervorgerufen hat. Eine besondere Rolle spielte darin immer wieder Hamburgers Annahme, dass das Präteritum in seiner ‚epischen‘ Verwendung seine grammatische Funktion der Vergangenheitsanzeige verliere⁷ und die von dem „raunende[n] Beschwörer des Imperfekts“⁸ dargestellten Sachverhalte vielmehr zeitlos ‚vergegenwärtigt‘⁹ würden (und deshalb auch ebenso gut z.B. im ‚historischen Präsens‘ dargestellt werden könnten). Dagegen wurde zu Recht festgehalten, dass innerhalb der imaginären Kommunikationssituation trotzdem eine gewisse Vorzeitigkeit ausgedrückt werde,¹⁰ das Präteritum seine grammatische Bedeutung also keineswegs völlig verliere.

Bei dem von Hamburger anvisierten Unterschied handelt es sich meines Erachtens nicht, wie sie selbst meint, um eine Abwandlung der *Tempus*-, sondern der *Modus*-markierung der dichterischen Aussage:¹¹ um einen Wechsel vom *Indikativ* – dem ‚Zeigen‘ (*indicare*) von einer festgelegten Ich-Origo aus¹² – zum *Konjunktiv*, das heißt einer auf einen bestimmten Gültigkeitsbereich (wie zum Beispiel Potentialität, Irrealität, Fiktionalität) beschränkten, mit ihm relational verbundenen (im Wortsinne: mit ihm ‚kon-

7 Hamburger 1987, S. 65; so übrigens auch Martínez-Bonati, Félix: *Fictive discourse and the structures of literature. A phenomenological approach*. Transl. by Philip W. Silver with the author's collaboration. Ithaca/NY; London: Cornell University Press 1981, S. 168.

8 Mann, Thomas: *Die Kunst des Romans* [1939]. In: *Gesammelte Werke in 12 Bänden*, Bd. 10: *Reden und Aufsätze 2*. Oldenburg: Fischer 1960, S. 348-362; 349.

9 Hamburger 1987, S. 87f.

10 Vgl. Martínez, Matias; Scheffel, Michael: *Einführung in die Erzähltheorie*. 9., erw. u. aktual. Aufl. München: Beck 2012, S. 75; Domenghino 2008, S. 28f.

11 Hamburger präferiert eine bestimmte, nämlich J.Chr.A. Heyses Tempustheorie, da er mit seiner Rede von den ‚subjektiven Tempora‘ Präsens, Präteritum und Futur „das Aussagesubjekt in die Tempusdefinition, damit aber in das Zeit- oder (was dasselbe ist) Wirklichkeitssystem eingeführt“ habe; Hamburger 1987, S. 66; ähnlich Weinrich, Harald: *Tempus. Besprochene und erzählte Welt*. 6., neubearb. Aufl. München: Beck 2001, bes. S. 14, 30-33, 38-40, 69f., 73f., 278f., 292-296, 301-305. Mit dem „Wirklichkeitssystem“ aber ist die Frage des Modus berührt: Andere ‚Systeme‘ als das der Wirklichkeit sind die verschiedenen Formen der Nichtwirklichkeit wie zum Beispiel Potentialis, Irrealis oder Optativ.

12 Vgl. Hamburger 1987, S. 114-121, wenn sie in der Auseinandersetzung mit Bühlers Konzept der ‚Deixis am Phantasma‘ meint, im fiktiven Raum *könne man nicht zeigen* (S. 117); in der epischen Er-Erzählung verlören entsprechend die Demonstrativa „ihre deiktische, existentielle Funktion, die sie in der Wirklichkeitsaussage haben, und w[ü]rden zu Symbolen, bei denen die räumliche bzw. zeitliche Anschauung zu Begriffen verblaßt ist“ (S. 120).

jungierten“) Aussage. Ein solcher Moduswechsel muss sich allerdings nicht zwingend auf der Ebene einzelsprachlich bestimmter *grammatischer* Modalsysteme abzeichnen (zum Beispiel im Sinne von nach bestimmten Regeln zu bildenden Verbformen). Gemeint ist hier vielmehr ein einzelsprachenübergreifender ‚Tiefenmodus‘, wie man im Anschluss an Charles J. Fillmore¹³ auch sagen könnte,¹⁴ das heißt ein *kognitiver* Modus (eine „logische Struktur“¹⁵ in Hamburgers Worten), der je nach einzelsprachlichem Grammatiksystem unterschiedliche Manifestationen und verschieden feinkörnige Unterdifferenzierung ausbilden kann. Ich schreibe „episch“ deshalb, einer gängigen linguistischen Konvention folgend, in Großbuchstaben,¹⁶ wenn ich es im Sinne dieses kognitiven Tiefenmodus des EPISCHEN verwende (und nicht als Synonym zu „narrativ“ im Sinne der Gattungstrias oder als Derivat von „Epos“).

1. Bereichssyntax, Emeritiv, epischer Modus

Wie lange gibt es – evolutionsgeschichtlich betrachtet – überhaupt schon so etwas wie einen Konjunktiv? Das Standardmodell des kognitiven Apparats aller Lebewesen dürfte das eines indikativischen ‚naiven Realismus‘¹⁷ sein. Aber bei einigen Lebewesen (Primaten, einigen anderen Säugetieren und manchen Vögeln) finden wir Hinweise auf nichtindikatives, ‚konjunktives‘ Denken. Wenn zum Beispiel ein Gorilla oder

-
- 13 Fillmore hatte im Anschluss an Chomskys Transformationsgrammatik zwischen Oberflächen- und Tiefenstruktur einer Sprache und entsprechend zwischen einzelsprachlich spezifischen Kasussystemen und einem universalen System von ‚Tiefenkasus‘ (*deep cases*) unterschieden; vgl. Fillmore, Charles J.: The case for case. In: Bach, Emmon; Harms, Robert T. (Eds.): *Universals in Linguistic Theory*. New York et al.: Holt, Rinehart & Winston 1968, S. 1-88, bes. 21-25 u. 88; Ders.: The case for case reopened. In: Cole, Peter; Sadock, Jerrold M. (Eds.): *Grammatical Relations*. New York; San Francisco; London: Academic Press 1977 (=Syntax and Semantics 8), S. 59-81, bes. 60-63. Nach dem Ende der verschiedenen Ansätze einer Generativen Grammatik findet sich der Grundgedanke der abstrakten Tiefenstruktur produktiv weiterentwickelt in der Grammatikalisierungsforschung und ‚Cognitive Grammar‘; vgl. exemplarisch Langacker, Ronald W.: *Concept, image, and symbol. The cognitive basis of grammar*. Berlin; New York: Mouton de Gruyter 1990 (=Cognitive Linguistic Research 1), bes. S. 113-115, 236; Ders.: *Foundations of Cognitive Grammar*. 2 Bde. Stanford/CA: Stanford University Press 1987 (vol. 1); 1991 (vol. 2).
- 14 Vgl. Eibl, Karl: *Language Art*. In: Wulf Schiefenhövel et al. (Hg.): *Ethology and the Arts*. Oldenburg: BIS (=Hanse-Studien) (in Vorbereitung).
- 15 Vgl. Anm. 5.
- 16 In den *Cognitive Poetics* hat sich diese Konvention vor allem durch den Einfluss von George Lakoffs und Mark Johnsons *Metaphors We Live By* (1980) eingebürgert.
- 17 Vgl. Cosmides, Leda; Tooby, John: Consider the source. The evolution of adaptations for decoupling and metarepresentation. In: Sperber, Dan (Ed.): *Metarepresentations. A multidisciplinary perspective*. Oxford: Oxford University Press 2000 (=Vancouver Studies in Cognitive Science 10), S. 53-115; 60; Tooby, John; Cosmides, Leda: Does beauty build adapted minds? Toward an evolutionary theory of aesthetics, fiction and the arts. In: *SubStance* 30 (2001), S. 6-27; 19.

Schimpanse sich absichtlich schauspielend desinteressiert verhält, solange sein Artgenosse anwesend ist, um diesen nicht auf einen verborgenen Leckerbissen aufmerksam zu machen, den er sich selbst aber sofort nach dem Verschwinden des Artgenossen holt, muss er in der Lage sein, sein eigenes Wissen von dem des Artgenossen zu unterscheiden. Die Fähigkeit zur Repräsentation eines fremden Geisteszustands (zur sogenannten ‚theory of mind‘) impliziert also notwendig eine basale kognitive „Bereichssyntax“, wie John Tooby und Leda Cosmides sie nennen:¹⁸ eine kognitive Informationsverwaltung, die eine Trennung von Eigen und Fremd beziehungsweise eine metarepräsentationale Denkstruktur ‚ich weiß, dass er weiß‘ ermöglicht. Die ‚theory of mind‘ ist nicht der einzige Hinweis, den wir auf die evolutionäre Entstehung einer kognitiven Skopussyntax haben. Eine sehr viel größere Anzahl von Säugetieren ist zum Beispiel zu der Unterscheidung von ‚Spiel‘ und ‚Ernst‘ fähig, so dass man annehmen kann, dass auch sie über basale kognitive Operatoren verfügen, die die Bereichszugehörigkeit einer Information beziehungsweise eines Verhaltens kennzeichnen. Hinsichtlich der menschlichen Spezies machen Tooby und Cosmides vor allem den enorm angestiegenen Umgang mit kontingent wahren Informationen in der „kognitiven Nische“¹⁹ verantwortlich dafür, dass die Bereichssyntax sich zu einem extrem elaborierten kognitiven Informationsverwaltungssystem entwickelt hat, in welchem Informationen sozusagen im Dauer-Quarantänemodus des Hypothetischen herumgeschoben und miteinander verglichen werden können, bevor sie als handlungsleitendes Wissen relevant werden.

Zu dieser enormen Ausweitung und Differenzierung einer bereits in unseren tierischen Vorfahren angelegten kognitiven Architektur beim Menschen gehört auch, dass neue Bereichs-Kategorien ontogenetisch erworben und in das System integriert werden können. Hier haben kulturelle Kategorien wie zum Beispiel Historizität oder Fiktionalität ihren Ort. Der spezifisch neuzeitliche Fiktionalitätsbegriff²⁰ ist sicher nicht Teil unserer biologischen Ausstattung. Aber unsere biologische Ausstattung *ermöglicht* es offensichtlich, solche Kategorien als kulturelle Konventionen auszubilden und – mit weitreichenden Folgen – kognitiv zu benutzen. Die (Literaturwissenschaftlern ja geläufige) historische Variabilität der Begriffe des Mythischen, Wahrscheinlichen, Utopischen, Fiktionalen, Historischen etc. erklärt sich aus diesem Doppelsachverhalt der *festgelegten kognitiven Operationsstruktur* (aus Bereichsindikator und durch ihn spezi-

18 Cosmides; Tooby 2000, S. 59-65; Tooby; Cosmides 2001, S. 19-22.

19 Vgl. Tooby, John; DeVore, Irven: The reconstruction of hominid behavioral evolution through strategic modeling. In: Kinzey, Warren G. (Ed.): The evolution of human behavior. Primate models. Albany/NY: State University of New York Press 1987 (=SUNY Series in Primatology), S. 183-237; Pinker, Steven: Language as an Adaptation to the Cognitive Niche. In: Christiansen, Morten H.; Kirby, Simon (Eds.): Language evolution. Oxford: Oxford University Press 2003 (Studies in the Evolution of Language 3), S. 16-37.

20 Vgl. Luhmann, Niklas: Literatur als fiktionale Realität [1995]. In: Ders.: Schriften zu Kunst und Literatur. Hg. von Niels Werber. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008, S. 276-291; 277f.

fizierter Proposition) einerseits und der *offenen*, durch soziales Lernen prägbaren Systemstelle des bereichsanzeigenden *Operators* andererseits.

Karl Eibl hat für verschiedene als nicht unmittelbar handlungsrelevant ausgezeichnete Kommunikationen den vorläufigen Sammelbegriff des Emeritiv (der ‚entpflichteten Rede‘) angeboten,²¹ wozu spielerisch-unernste, ironisch-kontrafaktische, rollenfiktionale, literarisch erzählende, hypothetisch-reflektierende, lyrisch-expressive oder auch einfach nur witzig blödelnde Sprachverwendungen gleichermaßen zu zählen wären. Steven Pinker²² und Brian Boyd²³ haben *fiction* als distinkte evolutionäre Anpassung (Adaptation²⁴) des menschlichen Geistes in Erwägung gezogen.²⁵ Bei dem in Anschluss an Käte Hamburger von mir angenommenen EPITIV könnte es sich in der Tat um so eine Art angeborenen Fiktionalis handeln, das heißt um eine spezifische kognitive Kategorie für ein DENKEN ‚IN GESCHICHTEN‘.

Mit diesem DENKEN IN GESCHICHTEN sei eine möglichst spezifische kognitive Kompetenz bezeichnet, die von anderen ‚emeritiven‘, ‚konjunktivischen‘ oder auf sonst eine Art ‚fiktionalen‘ Denk- und Redemodi unterschieden ist. Verfolgt man einen evolutionspsychologischen Erklärungsansatz, ist es sinnvoll, Phänomengruppen zu bilden, die jeweils einer einheitlichen Erklärung zugeordnet werden können. Im Sinne einer solchen *genetischen* Klassifikation bemühe ich mich um eine möglichst enge Eingrenzung des von mir gemeinten Tiefenmodus und schließe zum Beispiel all diejenigen Denk- und Redemodi aus, die sich ethologisch aus unserer angeborenen Kompetenz für Scherzverhalten herleiten lassen.²⁶ Und auch andere im weitesten Sinne geschichtenförmige oder fiktionale Formen der Redenachahmung in Drama oder Lyrik sollen zunächst einmal von der Definition des gesuchten Phänomenbereichs ausge-

-
- 21 Eibl, Karl: *Animal Poeta*. Bausteine der biologischen Kultur- und Literaturtheorie. Paderborn: Mentis 2004 (=Poetogenesis 1), S. 340-346.
- 22 Pinker, Steven: *Toward a consilient study of literature*. In: *Philosophy and Literature* 31 (2007), S. 161-177; 171f.
- 23 Boyd, Brian: *On the origin of stories*. Evolution, cognition, and fiction. Cambridge, MA: Belknap Press of Harvard University Press 2009, S. 177-208; vgl. aber auch die Kritik von Mellmann, Katja: *The multifunctionality of idle afternoons*. Art and fiction in Boyd's vision of evolution. In: *JLTONline.de*, <http://www.jltonline.de/index.php/reviews/article/view/170/528>, 09.03.2010, bes. S. 8f.; Verpooten, Jan: *Brian Boyd's evolutionary account of art*. Fiction or future? In: *Biological Theory* 6 (2011), S. 176-183.
- 24 Da die reguläre Eindeutschung „Adaption“ im literaturwissenschaftlichen Diskurs schon anderweitig belegt ist („Werkadaption“), bevorzuge ich in evolutionstheoretischen Argumentationskontexten den Anglizismus „Adaptation“, um den terminologischen Gebrauch besser kenntlich zu machen.
- 25 Dazu kritisch jetzt auch Kramnick, Jonathan: *Against Literary Darwinism*. In: *Critical Inquiry* 37:2 (2011), S. 315-347; 331f., 339f.; Davies, Stephen: *The artful species*. Aesthetics, art, and evolution. Oxford: Oxford University Press 2012, S. 163-165, 172f.
- 26 Dazu Mellmann, Katja: *Das ‚Spielgesicht‘ als poetisches Verfahren*. Elemente einer verhaltensbasierten Fiktionalitätstheorie. In: Anz, Thomas; Kaulen, Heinrich (Hg.): *Literatur als Spiel*. Evolutionsbiologische, ästhetische und pädagogische Konzepte. Berlin; New York: de Gruyter 2009 (=Spectrum Literaturwissenschaft 22), S. 65-86.

nommen werden, da sie sich möglicherweise aus ganz anderen ethologischen Prototypen und zu evolutionsgeschichtlich sehr entfernten Zeitpunkten entwickelt haben.²⁷

Ebenfalls definitorisch auszuschließen sind narrative Redeformen im allgemeinen Sinne, also zum Beispiel das konversationelle Erzählen im Alltag, das freilich ‚episch‘ im Sinne der Gattungstrias ist, anders als das EPISCHE Erzählen sensu Hamburger jedoch dem Redemodus der Wirklichkeitsaussage angehört. Zu fokussieren wäre vielmehr auf jenen Sprung von der (konversationellen) Ich- zur (EPISCHEN) Er-Erzählung,²⁸ mit dem Hamburger zufolge der sprachmimetische Modus verlassen und eine eigene, quasi *direkt* repräsentierte zweite Wirklichkeit konstituiert wird. Diese zweite Wirklichkeit muss nicht zwingend fiktiv (im Sinne von ‚unwahr‘, ‚bloß erfunden‘) sein,²⁹ sondern kann prinzipiell auch aus beliebig vielen historisch wahren Fakten bestehen. Entscheidend ist vielmehr, dass durch die Art der Rede eine andere *Einstellung* auf das Erzählte angezeigt wird: eine Einstellung, in der der Wahrheitswert des Erzählten tendenziell irrelevant³⁰ ist und deshalb in der Regel auch nicht näher spezifiziert werden muss.³¹

Der so eingegrenzte Denk- und Redemodus ist als kognitive ‚Tiefenstruktur‘ versuchsshalber als anthropologische Universalie aufzufassen. Dahingestellt sei jedoch einstweilen, ob es sich auch um eine biologische Anpassung des menschlichen Geistes an einen spezifischen Selektionsdruck handelt oder lediglich um eine kontingente Universalie, also einfach um ein naheliegendes Nebenprodukt der grundsätzlichen Fähigkeit zur kognitiven Bereichssyntax und eventuell weiterer kognitiver Dispositionen.³²

27 Zu den evolutionsgeschichtlich vermutlich recht weit voneinander entfernten Ursprüngen von ‚Drama‘, ‚Lyrik‘ und ‚Epik‘ s. Mellmann (in Vorbereitung).

28 Vgl. Mellmann, Katja: Is storytelling a biological adaptation? Preliminary thoughts on how to pose that question. In: Gansel, Carsten; Vanderbeke, Dirk (Eds.): Telling Stories. Literature and Evolution. Berlin, New York: de Gruyter 2012 (=Spectrum Literaturwissenschaft 26), S. 30-49; 35f.; Domenghino 2008, S. 28f.; Petersen, Jürgen H.: Die Erzählformen. Er, Ich, Du und andere Varianten. Berlin: Schmidt 2010, S. 27f., 60-62.

29 Vgl. Domenghino 2008, S. 28, die zu Recht anmerkt, Hamburgers Begriff der EPISCHEN Fiktion habe nichts mit Referenzfragen zu tun.

30 Vgl. Petersen 2010, S. 29f.

31 Dadurch unterscheiden sich die hier gemeinten EPISCHEN Fiktionen zum Beispiel von sogenannten Alltagsmythen oder *urban legends*, die typischerweise mit Beglaubigungsstrategien arbeiten; vgl. etwa Dégh, Linda; Vázsonyi, Andrew: The crack on the red goblet or truth in modern legend. In: Dorson, Richard M. (Ed.): Folklore in the modern world. The Hague; Paris: Mouton 1978, S. 253-272; Fischer, Helmut: Oralität in der totalen Mediengesellschaft. In: Heissig, Walther (Hg.): Formen und Funktion mündlicher Tradition. Opladen: Westdeutscher Verlag 1995 (=Abhandlungen der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften 95), S. 211-233; 219 u. 223-226. Ein informatives Beispiel aus einer mündlichen Kultur gibt Reichard, Gladys A.: An Analysis of Coeur D'Alene Indian Myths. Philadelphia: American Folklore Society 1947 (=Memoirs of the American Folklore Society 41), S. 198f.

32 Vgl. auch das Konzept der ‚kompositen Universalie‘ bei Eibl (in diesem Band), S. 9, und die Rede von „perennial responses to recurrent problems“ bei Kramnick 2011, S. 337.

Ich möchte insbesondere die Frage nach dem potentiellen Anpassungswert³³ des DENKENS IN GESCHICHTEN noch eine Weile aufschieben und zunächst einmal nur die Annahme der *Universalität* des so postulierten EPISCHEN MODUS an einigen Stichproben aus dem Erzählgut der Völker der Welt weiter plausibilisieren.

2. Weitere mögliche Symptome eines EPISCHEN DENKMODUS

Wenn es tatsächlich einen Tiefenmodus des EPISCHEN, das heißt eine kognitive Universalie EPITIV gibt, dann sollten sich „Symptome“³⁴ dieses Denkmodus – ähnelnden, die Hamburger an einigen Romanen des 19. und 20. Jahrhunderts ausgemacht hat – quer durch alle Sprachen und Erzählungen der Welt finden lassen.

Die von Hamburger postulierte ‚Zeitlosigkeit‘ der epischen Erzählung, durch die das Präteritum als *Tempus* zu einer fakultativen Option, dafür aber als Indikator eines nichtindikativischen *Modus* relevant wird, zeigt sich besonders im Griechischen, wo die alternative Verwendung des ‚historischen Präsens‘, wie wir es aus der Antike kennen, bis heute zu den üblichen Mitteln des Geschichtenerzählens gehört.³⁵ Aber auch zum Beispiel in der mündlichen Tradition Zentralirans und einiger sibirischer sowie südafrikanischer Stammesgesellschaften wechseln die Erzählungen häufig von der Vergangenheitsform ins Präsens.³⁶ In den Erzählungen der Kwakiutl (Queen Charlotte Sound, British Columbia) wird nicht die für die alltägliche Konversation übliche Vergangenheitsform, sondern eine Art Infinitiv benutzt, der in nicht-narrativen Zusammenhängen eigentlich als Präsens fungiert.³⁷ Die Eipo (zentrales Hochland von Irian, West-Neuguinea) erzählen ihre Geschichten in einer Art Potentialis: ‚Da mögen wohl zwei Männer leben ...‘ statt ‚Es waren einmal zwei Männer ...‘.³⁸ In den athapaskischen Sprachen (einer indigenen Sprachfamilie Nordamerikas) scheint es einen eigenen Modus für die Wiedergabe überlieferten ‚Hörensagens‘ zu geben:

33 Vgl. dazu die kritischen Anmerkungen bei Mellmann 2012, S. 30-32, Kramnick 2011, S. 324-343, und Davies 2012, S. 161-176.

34 Vgl. Anm. 5.

35 Vgl. Dawkins, Richard M.: *Modern Greek Folktales*. Oxford: Clarendon 1953, S. XXXVII; vgl. auch Weinrich 2001, S. 278-283.

36 Stilo, Donald L.; Marzolph, Ulrich: *Vafsi Folk Tales*. Wiesbaden: Reichert 2004 (=Beiträge zur Iranistik 25), S. 11; Steinitz, W.: *Ostjakische Volksdichtung und Erzählungen I*. Tartu: Mattieseni 1939 (=Õpetatud Eesti Seltsi Toimetused 31), S. 80-169, 233-308; Lewis-Williams, James David: *Stories that float from afar. Ancestral folklore of the San of Southern Africa*. Kapstadt: David Philip 2000 (=Texas A&M University Anthropology Series 5), S. 39.

37 Boas, Franz: Kwakiutl Grammar. In: *Transactions of the American Philosophical Society N.S.* 37 (1947), S. 201-377; 288f.

38 Heeschen, Volker: *Ninye bún. Mythen, Erzählungen, Lieder und Märchen der Eipo im zentralen Bergland von Irian Jaya (West Neuguinea), Indonesien*. Berlin: Reimer 1990 (=Mensch, Kultur und Umwelt im zentralen Bergland von West-Neuguinea 20), S. 334.

Athabaskan languages allow, or rather necessitate, that the narrators indicate how they learned what they are telling: for example, there is a form that indicates that the statement is based on personal experience; another form if it was deduced, as one would deduce the movement of an animal from its tracks; and lastly, „they say“ or „it is said,“ indicating that one is repeating hearsay, which is particularly appropriate to the myths of Distant Time.³⁹

Mit den „myths of Distant Time“ sind die „kādōn-tsedeni“ gemeint, wie die Koyukon (Gebiet am Koyukuk und unteren Yukon, Alaska) ihre Geschichten nennen und was übersetzt so viel bedeutet wie ‚In alten Zeiten, so sagt man, ...‘ (S. 290).

Dass eine Einzelsprache eine eigene Modalform nur für EPISCHE Rede ausbildet, dürfte einen ausgesprochen seltenen Ausnahmefall darstellen.⁴⁰ Ausschlaggebend für die Suche nach Spuren eines EPISCHEN DENKMODUS ist vielmehr, dass überhaupt eine gewisse *Varianz* zu beobachten ist, die zeigt, dass die sprachliche Darstellung einer ‚Als-Wirklichkeit‘ tatsächlich nicht auf die Verwendung der regulären Vergangenheitsform festgelegt ist. Hamburgers Postulat der relativen Zeitenthobenheit der EPISCHEN Erzählung findet hier also Bestätigung.

Die Modalitätsanzeige ist überdies nicht auf das grammatische Mittel der Verbflexion festgelegt. In dem erwähnten Beispiel der athapaskischen Sprachen scheint die Modalität vielmehr durch bestimmte festgefügte Formeln („they say“, „it is said“) ausgedrückt. Eine vergleichbar grammatikalisierte Verwendung solcher Formeln als Modalmarkierung lässt sich zum Beispiel in den auf Kwakiutl (Wakash-Sprachfamilie) erzählten Geschichten und in den Erzählungen der White Mountain-Apachen feststellen, wo sie als kontinuierlich wiederkehrende Wendung den gesamten Erzähltext durchsetzen (passagenweise alle ein bis zwei Sätze!).⁴¹ Weniger als grammatische Kategorie denn als poetologisch fixierte Konvention begegnen vergleichbare Wendungen auch in anderen Kulturen, so zum Beispiel bei den Selk'nam (Feuerlandinseln, Südamerika): „That is how the Selknam always told it“, was the general disclaimer. It provided legitimacy through invocation of the ancestors.“⁴² Oder als Schlussformel

39 Laguna, Frederica de: *Tales from the Dena. Indian stories from the Tanana, Koyukuk, & Yukon rivers.* Seattle; London: University of Washington Press 1995, S. 291. Ich danke Michelle Scalise Sugiyama für den Hinweis auf diese Stelle.

40 Mögliche Kandidaten sind die bei Weinrich 2001, S. 302, erwähnten Beispiele des afrikanischen Schambala und Pala und die Sprache der Hopi-Indianer.

41 Vgl. Boas, Franz: *Kwakiutl Tales.* New Series. New York: Columbia University Press 1935 (=Columbia University Contributions to Anthropology 26), S. VII; Goodwin, Grenville: *Myths and Tales of the White Mountain Apache.* New York: Augustin 1939 (=Memoirs of the American Folk-Lore Society 33), S. X. Ebenfalls recht häufig taucht es auch in den Folktales der Kitlinermiut (Victoria Island, Kanada) auf; vgl. Knud Rasmussen: *Intellectual culture of the Copper Eskimos.* Kopenhagen: Nordisk Forlag 1932 (=Report of the fifth Thule Expedition 1921-24 9), S. 192-264.

42 Wilbert, Johannes: *Folk Literature of the Selknam Indians.* Martin Gusinde's Collection of Selknam Narratives. Los Angeles: UCLA Latin American Center Publications 1975 (=UCLA Latin American Studies 32), S. 13; vgl. auch „They never stop telling these

„So it is said“ bei den Ainu (Insel Hokkaidō, Japan).⁴³ Die Kennzeichnung des EPI-SCHEN MODUS kann aber auch durch nichtverbale Merkmale wie zum Beispiel konventionalisierte Gesichtsausdrücke, Körperhaltungen, Maskierungen oder eine besondere Stimmführung erfolgen.⁴⁴

Ein weiteres funktionales Äquivalent zum grammatischen Modus mag eine durch feststehende Formeln ausgedrückte Zeitanzeige sein, die das erzählte Geschehen zumeist in einer besonders weit zurückliegenden Vergangenheit ansiedelt. Die ‚graue Vorzeit‘ als Handlungszeit findet sich nicht nur in den erwähnten „kādōn-tsedeni“ der Koyukon oder in den „sielo‘pt“ („when all the animals were people“)⁴⁵ genannten Geschichten der Küsten-Salish, wo sie geradezu gattungskonstitutiv und daher auch namengebend ist. „In einer sehr frühen Zeit“ oder „einer längst vergangenen Zeit“ spielen auch beispielsweise mongolische Märchenerzählungen,⁴⁶ die Geschichten der amazonischen Kayapo-Indianer⁴⁷ und grosso modo alle „Folktales“ (Märchen/Sagen/Mythen/...),⁴⁸ die in den letzten 120 Jahren von Ethnographen und Anthropologen in einschlägigen Publikationen konserviert und beschrieben worden sind.

stories, never“ oder „That is the way the old people told it“ (Wilbert, Johannes; Simoneau, Karin: *Folk Literature of the Gê Indians II*. Los Angeles: UCLA Latin American Center Publications 1984 [=UCLA Latin American Studies 58], S. 156, 208).

43 Chamberlain, Basil Hall: *Aino Folk-Tales* [1888]. Reprint Nendeln: Kraus 1967, S. 12.

44 Vgl. zum Beispiel Gusindes Feststellung einer „im Alltagsleben fast nie zu beobachten-de[n] Modulation der Stimme“ bei den Geschichtenerzählern der Selk‘nam (Gusinde, Martin: *Die Feuerland-Indianer. Ergebnisse meiner vier Forschungsreisen in den Jahren 1918 bis 1924, Bd. I: Die Selk‘nam. Vom Leben und Denken eines Jägervolkes auf der Großen Feuerlandinsel*. Mödling bei Wien: Anthropos 1931 [=Anthropos-Bibliothek 1], S. 1092) oder ein besonderes Intonationsmuster im Vafsi, das „seems to be reserved predominantly for use in narratives“ (Stilo; Marzolph 2004, S. 20).

45 Adamson, Thelma: *Folk-Tales of the Coast Salish*. New York: Stechert 1934 (=Memoirs of the American Folk-Lore Society 27), S. XII.

46 Taube, Erika: *Volksmärchen der Mongolen*. München: Biblion 2004, S. 87, 266 u. passim.

47 Lukesch, Anton: *Mythos und Leben der Kayapo*. Wien: Institut für Völkerkunde 1968 (=Acta Ethnologica et linguistica 12), S. 17, 219.

48 Ich spreche im vorliegenden Aufsatz zumeist einfach von „Erzählungen“ und meine damit den Typus ursprünglich mündlich tradiertter Geschichten, der in der heutigen Ethnologie meist unter dem Namen „Folktales“ geführt wird; ein Begriff, der im Vergleich zu seiner deutschen Entsprechung „Volkserzählungen“ weniger Assoziationen mit inzwischen obsoleten Konzeptionen des Ursprünglichen, Authentischen, der ‚Volksseele‘ usw. auslöst und allgemeiner ist als die zahlreichen ‚Gattungsbezeichnungen‘ ‚Saga‘, ‚Mythe‘, ‚Märchen‘, die je nach Kontext stark variierende und teilweise recht spezifische Bedeutungen haben. Zum Klassifikations- und Bezeichnungsproblem vgl. etwa Thompson, Stith: *The folktale*. Berkeley; Los Angeles; London: University of California Press 1977, S. 7-10, 21-23; Steinbrich, Sabine: *Erzählungen und Mythen in Afrika*. In: Walther Heissig (Hg.): *Formen und Funktion mündlicher Tradition*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1995 (=Abhandlungen der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften 95), S. 51-78; 68-77.

Entscheidend ist, dass diese ferne Vergangenheit, in der die erzählten Geschichten typischerweise verortet werden, so weit zurück liegt, dass keiner der in der externen Erzählsituation Anwesenden – weder der Geschichtenerzähler noch seine Zuhörer – in seiner Lebenszeit selbst Zeuge der Ereignisse gewesen oder noch auf unmittelbare Augenzeugen getroffen sein kann.⁴⁹ Dadurch werden die Ereignisse in eine mehr oder weniger *unbestimmte* Vergangenheit⁵⁰ entrückt, was als weitere Bestätigung für Hamburgers Eindruck aufgefasst werden kann, dass EPISCHE Fiktionen gewissermaßen im koordinatenlosen Raum schweben, weil ihnen der Nullpunkt der Ich-Origo-Position fehlt. Die Metapher des ‚Raunens‘ in Thomas Manns bekanntem Diktum vom „raunende[n] Beschwörer des Imperfekts“ bezieht sich m.E. auf eben jene ostentative *Unbestimmtheit* des EPISCHEN Erzählens.

Die Zeitanzeige vom Typus ‚Vor langer, langer Zeit‘ kann entsprechend auch durch andere Formen der Unbestimmtheitserzeugung ersetzt werden, so zum Beispiel durch schlicht unpräzise Zeitangaben vom Typus ‚Es war einmal‘/ ‚Once upon a time‘.⁵¹ Die zunächst berechtigte Skepsis, ob das häufige Vorkommen solcher an die europäische Märchentradition erinnernden Erzählleingänge in ethnologischen Sammlungen nicht nur eine Projektion der aufzeichnenden Missionare oder eine Anpassung durch die

49 Wenn ein Erzähler dies dennoch behauptet, dann wird das sofort als poetisches Spiel einsichtig, das eben gerade nicht wörtlich zu nehmen ist; vgl. beispielsweise das Ende einer thrakischen Erzählung, in der eine solche Behauptung Teil einer die Erzählung abschließenden Selbstthematisierung des Erzählers ist: „I too was there and they gave me three apples; one I took myself, one was for the storyteller, and one for the man who told the tale“ (Dawkins, Richard M.: *Forty-Five Stories from the Dodekanese*, ed. and transl. from the Mss. of Jacob Zarraftis. London; New York: Cambridge UP 1950, S. 9; vgl. auch S. 13f.). Wenn es sich hingegen um eine ernstgemeinte Beglaubigungsstruktur vergleichbar der in Alltagsmythen handelt (‚Meine Bekannte hat das selbst erlebt‘), dann wird entweder der Augenzeuge und „erste Berichterstatter“ selbst in die ‚graue Vorzeit‘ entrückt (vgl. Lukesch 1968, S. 15f., 23 [224f.], 54 [234f.]; vgl. auch S. 173) oder die betreffende Geschichte fällt tatsächlich aus dem Rahmen des EPISCHEN heraus und wird ausdrücklich als wahre Geschichte klassifiziert (vgl. zwei Beispiele bei Reichard 1947, S. 6). Beglaubigte Geschichten, die „episodes in the life of actual individuals“ erzählen, werden in den autochthonen Gattungssystemen typischerweise „sharply distinguished“ vom EPISCHEN Erzählgut (Goodwin 1939, S. VI). Auch von ungarischen Geschichtenerzählern wurde berichtet, dass sie sich weigerten, Geschichten aus der jüngeren Vergangenheit, die man aber nicht selbst erlebt hat, zu erzählen, weil das einer Lüge gleich komme (Dégh, Linda: *Folktales of Hungary*. London: Routledge & Kegan Paul 1965, S. XXXVII). Für Geschichten, die nicht in der ‚grauen Vorzeit‘, sondern in einer prinzipiell noch von Zeitgenossen (als ‚Ich-Origo‘) *bezeugbaren* jüngeren Vergangenheit spielen, greift also eine wahr/falsch-Unterscheidung, die im Raum des EPISCHEN ausgeschaltet ist (vgl. Anm. 53). – Als ein Beispiel für den historischen Übergang vom biographisch verbürgten zum EPISCHEN Erzählen vgl. die in zwei Versionen aufgezeichnete Geschichte der Selk’nam bei Gusinde 1931, S. 636-638.

50 Vgl. auch Petersen 2010, S. 28f.

51 Vgl. etwa Dawkins 1950, S. 9; Taube 2004, S. 370; Goodwin 1939, S. IX; Reichard 1947, S. 14, 28.

Übersetzer darstellen, verflüchtigt sich, wenn man die in manchen Textsammlungen enthaltenen Erläuterungen zu Originalsprache und Aufzeichnungsgeschichte genauer studiert: Tatsächlich scheint es sich hierbei um eine kulturelle Universalie zu handeln, die sich unabhängig von sinnvoll anzunehmenden Einflussverhältnissen zwischen den Kulturen in den verschiedensten Erzähltraditionen herausgebildet hat.

Weniger verbindlich als die *zeitliche* Unbestimmtheit, die durch solche Formeln etabliert wird, scheinen die *lokale* und die *personale* Unbestimmtheit zu sein. Zwar tauchen auch sie universal auf,⁵² in der Regel aber berichten die Erzählungen von Begebenheiten unter den eigenen Vorfahren – explizit exotische Erzählungen kommen in mündlichen Kulturen praktisch nicht vor –, was in vielen Fällen auch mit konkreten Ortsbezeichnungen aus dem gegenwärtigen Erfahrungsraum der Sprecher und Zuhörer einhergeht; und auch die auftretenden Personen tragen häufig Eigennamen, die je nach kulturspezifischem Anspielungshorizont auch eine zumindest parabolische oder kasuistische Konkretheit annehmen, wenn nicht sogar exemplarisch auf bestimmte Gruppenmitglieder verweisen können. Mit anderen Worten: In den meisten mündlichen Kulturen wird nicht streng zwischen fiktionalem und historischem Erzählen differenziert;⁵³ wo aufgrund des fortschreitenden Zivilisationsprozesses in neuerer Zeit eine Differenzierung histor(iograph)ischen Erzählens stattfindet, geht dies notwendig mit einer Modifikation des angestammten Gattungssystems einher.⁵⁴

52 Zum Beispiel in der Art ‚ein gewisser Mann‘/‚ein gewisses Dorf‘ (vgl. Chamberlain 1888, S. 23ff., 39), durch Vergleichsstrukturen ‚einer, der wie ... ist,‘ bei den Eipo (Heeschen 1990, S. 334) oder schlicht durch den unbestimmten Artikel (‚Es war einmal ein König‘) wie üblicherweise in den europäischen Märchen.

53 Dass Primärunterscheidungen wie fiktional/historisch oder profan/sakral, wie frühere Beobachter sie oft anzuwenden versucht haben, inadäquat sind, um das vorhandene Material zu klassifizieren, wird in der einschlägigen Literatur so häufig angemerkt, dass eine Aufzählung von Belegstellen hier unterbleiben kann. Die Klassifikationssysteme der oralen Kulturen selbst gruppieren vielmehr nach Motivkreisen (etwa um eine bestimmte Tricksterfigur zentrierte Geschichten) oder Geschichten, die nur bei Nacht oder nur ausgewählten Individuen erzählt werden dürfen. Häufig begegnet auch eine Primärunterscheidung zwischen Geschichten mit und ohne Lied oder eine Kategorie für an Zeremonien gebundene Geschichten. Generell sind die autochthonen Klassifikationssysteme weniger an textstrukturellen Merkmalen als am Verwendungskontext der jeweiligen Gattungen ausgerichtet; dazu Reichl, Karl: Epos als Ereignis. Bemerkungen zum Vortrag der zentralasiatischen Turkepen. In: Heissig, Walther (Hg.): Formen und Funktion mündlicher Tradition. Opladen: Westdeutscher Verlag 1995 (=Abhandlungen der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften 95), S. 156-182. Auch die (sicherlich in irgendeinem Sinne für ‚wahr‘ gehaltenen) Mythen sind mit unserem Konzept des faktualen oder histor(iograph)ischen Erzählens schon deshalb nicht zu greifen, weil die in ihnen erzählten Ereignisse keine festgelegte Reihenfolge besitzen; vgl. etwa Goodwin 1939, S. VI f.; Lukesch 1968, S. 17.

54 Zu einem Beispiel vgl. Ben-Amos, Dan: The modern local historian in Africa. In: Richard M. Dorson (Ed.): Folklore in the modern world. The Hague; Paris: Mouton 1978, S. 327-343; 337-339.

Ebenfalls weniger verbindlich als die märchenhaften, zeitliche Unbestimmtheit erzeugenden Erzähleingänge sind entsprechende Schlussformeln vom Typus ‚lebten bis an ihr Ende‘ oder ‚leben sie bis heute‘, die die Unbestimmtheit der Zeit noch einmal unterstreichen. Auch sie tauchen unabhängig voneinander in unterschiedlichen Kulturen auf,⁵⁵ der Großteil der weltweiten Folktales aber endet (zumindest in den aufgezeichneten Fassungen) eher abrupt nach dem letzten Ereignis. Eher noch lassen sich andere Schlussformeln finden, die weniger eine Verwischung der genauen Handlungszeit als ein formelhaftes *Finis*-Signal zum Zweck haben, also zum Beispiel die ‚Moral‘ der Geschichte zusammenfassen, eine ätiologische Konsequenz benennen oder die Erzählung einfach mit einem ‚Und das ist das Ende der Geschichte‘, ‚Die Geschichte ist aus‘ besiegeln.⁵⁶

- 55 Vgl. etwa Steinitz, W.: *Ostjakische Volksdichtung und Erzählungen II*. Stockholm: o.V. 1941 (=Õpetatud Eesti Seltsi Toimetused o.N.), S. 48; Taube 2004, S. 371; Naithani, Sadhana: *Folktales from Northern India*. William Crooke and Pandit Ram Gharib Chauhe. Santa Barbara/CA; Denver/CO; Oxford: ABC-CLIO 2002, S. 9, 13, 17, 20, 23, 31, 35, 38, 43, 52 u.ö. Eine vergleichbar zeitverwischend-verewigende Funktion wie das ‚lebten bis an ihr Ende‘ scheinen außerdem die regelmäßigen Verwandlungen am Ende der Geschichten der Aborigines Zentralaustraliens zu haben, die oftmals auf ein formelhaftes ‚...und wurden in tjurunga/kuntanka [Kultgegenstand] verwandelt‘ enden (vgl. Strehlow, Carl: *Die Aranda- und Loritja-Stämme in Zentral-Australien*. Bearb. von Moritz Freiherr von Leonhardi. 3 Tle. Frankfurt/M.: Baer 1907-1911 [=Veröffentlichungen aus dem Städtischen Völkerkunde-Museum Frankfurt/Main 1], Tl. 1, Nr. VI.12, 14, 16, 18-20, 23-29, 35-36, 38-39, 42-44, 46-50, 53, 59, 62, 64; Tl. 2, S. 3f., Nr. V. 8, 10-11, 18, 21-23, 26-27, 41); in anderen Geschichten verwandeln sich die Figuren am Ende in Felsen oder Steine (Tl. 1, Nr. VI.10-11, 31, 33, 45, 58-61, 63-64; Tl. 2, Nr. V.6-7, 9, 14, 16-20, 24-25, 28-40, 42), Sträucher (Tl. 1, Nr. VI.34, 36, 59), Bäume (Tl. 1, Nr. VI.52; Tl. 2, Nr. V.16) oder Termitenhügel (Nr. VI.40) oder ‚gehen in den Boden ein‘ beziehungsweise werden hineingestampft (Tl. 1, Nr. VI.15, 17, 32; Tl. 2, Nr. V.19); Schlangen verschwinden bevorzugt in ein Wasserloch, ‚in dem sie sich auch jetzt noch befinden‘ (Tl. 1, Nr. VI.37, 41; Tl. 2, Nr. V.12-13, 17, 39). Ähnliche ‚Und auch heute noch ...‘-, ‚Und seither ...‘- oder ‚... bis zum heutigen Tag‘-Schlusssätze finden sich auch bei den Gê sprechenden Indianern des Amazonasgebietes (vgl. Lukesch 1968, passim; Wilbert; Simoneau 1984, S. 193).
- 56 Vgl. etwa Kroeber, Alfred L.; Gifford, Edward W.: *Karok Myths*. Ed. by Grace Buzaljko. Berkeley; Los Angeles; London: University of California Press 1980, S. 108; Parsons, Elsie Clews: *Kiowa Tales*. New York: Stechert 1929 (=Memoirs of the American Folk-Lore Society 22), S. XXI; Reichard 1947, S. 28; Dawkins 1950, S. 9f.; Lukesch 1968, S. 68 [244f.], 101 [262f.], 164 [278f.]; Wilbert; Simoneau 1984, S. 162; Stilo; Marzolph 2004, Nr. A4, A6-12, B1-12; vgl. auch den Typus ‚This is the story of ...‘ in Nr. A3; bei den Arrernte enden manche Erzählungen mit einer Angabe des Ortes, die Strehlow mit ‚Dies geschah zu ...‘ übersetzt (Strehlow 1907-11, Tl. 1, S. 37, 40); bei den White Mountain-Apachen schließen Erzählungen mit der feststehenden Formel ‚ci kuck'añ dasdja. (My yucca fruits lie piled up)‘ (Goodwin 1939, S. IX, 3/Fn. 3, passim), bei den Küsten-Salish mit den nicht mehr übersetzbaren, zur entsemantisierten Formel erstarrten Wendungen ‚K'walale··i‘ oder ‚oso'sos‘ (Adamson 1934, S. XIII).

Solche *Finis*-Signale sind im vorliegenden Zusammenhang insofern bedeutsam, als sie eine Art Rahmenschließung⁵⁷ vornehmen, durch die der Erzählung eine vom Sprecher unabhängige Objektivität verliehen wird. Anders als etwa in manchen Liedern, in denen der Sänger seine Rolle als Erzähler explizit hervorhebt und sich damit in einen mental-erlebenden, ‚begeisterten‘ Zusammenhang mit der erzählten Geschichte stellt,⁵⁸ präsentiert sich der EPISCHE Erzähler als bloßes Medium einer unabhängig von ihm und seinem Erleben so und nicht anders vorliegenden Erzähltradition, die er lediglich reproduziert.

Eine solche Objektivität der erzählten Geschichte kann neben der ‚Rahmung‘ durch Eingangs- und Schlussformeln auch durch andere Mittel hergestellt beziehungsweise verstärkt werden; zum Beispiel durch Erzähltechniken, die einen ‚überkohärenten‘⁵⁹ Text produzieren und ihn dadurch als selbständige Einheit charakterisieren und zum tradierbaren Kulturelement ‚verschnüren‘⁶⁰. Dazu zählen etwa die von Axel Olrik tentativ zusammengestellten ‚epischen Gesetze‘ (Eingang und Abschluss, Wiederholung, Dreizahl,⁶¹ Antagonismus, Zwillings- und Achtergewichtsstrukturen, Einheit der Handlung usw.)⁶² oder generell gestaltbildende⁶³ Plotstrukturen.⁶⁴

Nichtindikative Modi, Entrückung in eine ferne oder sonstwie unbestimmte Vergangenheit, formelhafter Rekurs auf die Überlieferung und andere Objektivierungen der erzählten Geschichte als Einheit (zum Beispiel durch rahmende Formeln und überkohärenzstiftende Erzählmittel) sind also mögliche Spuren einer speziellen kognitiven Einstellung für das DENKEN IN GESCHICHTEN, die sich transkulturell nachweisen lassen und durch die Häufigkeit ihres Vorkommens den Verdacht nähren, dass es sich hierbei um eine universal-menschliche Eigenschaft handelt.

3. Natur und Kultur des epischen Modus

Die Rede vom EPISCHEN DENKMODUS als einer anthropologischen Konstante oder Universalie impliziert, dass hier in verstärktem Maße angeborne Dispositionen

57 Vgl. auch Weinrich 2001, S. 65-67.

58 Vgl. zum Beispiel „Wahrlich ich singe, wahrlich ich erzähle“ bei Steinitz 1939, S. 363.

59 Eibl, Karl: Die Entstehung der Poesie. Frankfurt/M.: Insel 1995, S. 22f; Eibl 2004, S. 244f., 253f., 342.

60 Eibl 1995, S. 23; Eibl 2004, S. 209, 253-263, 279.

61 Bei den Coeur D’Alene aber ist es eher eine Vierzahl, in anderen Stämmen kommt auch eine Fünf- oder Neunzahl als Stereotype vor; vgl. Reichard 1947, S. 27.

62 Olrik, Axel: Epische Gesetze in Volkserzählungen. In: Zeitschrift für deutsches Altertum 51 [= N.F. 39] (1909), S. 1-12.

63 Vgl. Eibl 2004, S. 265-272; Eibl, Karl: Epische Triaden. Über eine stammesgeschichtlich verwurzelte Gestalt des Erzählens. In: Journal of Literary Theory 2 (2008), S. 197-208.

64 Dazu passt auch, dass den nicht-EPISCHEN Geschichten eine solche „epic elaboration“ im Mündlichen typischerweise abgeht; vgl. Dégh 1965, S. XXXVII.

im Spiel sind; sei es, dass das DENKEN IN GESCHICHTEN an sich eine kognitive Adaptation ist, sei es, dass es sich nur aus einer Reihe anderer kognitiver Adaptationen quasinatürlich ergibt. Es ist jedenfalls nicht mehr sinnvoll als kulturell voraussetzungsvolle (also zum Beispiel von Schriftkultur oder bestimmten literarischen Traditionen abhängige) Kompetenz aufzufassen, denn dann wäre seine praktisch ubiquitäre Präsenz ein höchst unwahrscheinlicher Zufall.

Diese Annahme einer besonderen Biologienähe des EPISCHEN Denkens bedeutet jedoch nicht, dass alles tatsächlich erfolgende Geschichtenerzählen der Welt einem invarianten Muster folgen müsste. Wie für alle angeborenen Dispositionen gilt: Der Genotyp, also die eigentliche genetisch angelegte Grundstruktur, ist nie direkt, sondern immer nur in manifestem Verhalten, als Phänotyp, beobachtbar.⁶⁵ Der Phänotyp eines angeborenen Verhaltens aber ist grundsätzlich der Möglichkeit kultureller Modifikationen ausgesetzt, die ihn je nach Beschaffenheit des Verhaltens in unterschiedlichem Ausmaß vom Genotyp entfernen können. Der angeborene Schluckreflex zum Beispiel unterliegt praktisch keiner kulturellen Modifikation; hier sind virtueller Geno- und manifester Phänotyp problemlos aufeinander abbildbar. Aber schon zum Beispiel der ebenso angeborene Sexualtrieb bringt eine große Spannweite unterschiedlichster Verhaltensweisen hervor, die sich aus dem evolutionstheoretischen Wissen um die Existenz eines Fortpflanzungstriebes allein nicht sinnvoll prognostizieren lassen. Und dies gilt bereits im Tierreich: Auch hier finden sich, wie neuere Forschungen zeigen, bereits eine Fülle von Sexualpraktiken, die nicht unmittelbar fortpflanzungsdienlich sind, auch wenn sie ohne den Sexualtrieb (und seine Fortpflanzungsfunktion als Adaptationszweck) nicht existent wären, also letztlich von ihm abgeleitete Verhaltensweisen sind. Dasselbe gilt umso mehr für angeborene Verhaltensweisen, die sich nicht einer bestimmten Adaptation verdanken, sondern sich als kulturell naheliegendes Nebenprodukt anderer Adaptationen in immer wieder ähnlicher, aber eben nicht völlig identischer Weise ergeben und zudem bestimmten kulturellen Zwecken unterworfen werden.

In diesem Sinne ist auch die Rede von einem (als spezifische Adaptation oder als „komposites“⁶⁶ Nebenprodukt) *angeborenen* Denkmodus EPITIV zu verstehen: Ohne diese angeborene Fähigkeit gäbe es keine Geschichten, aber wie diese Geschichten jeweils aussehen, lässt sich aus der theoretisch erschließbaren Beschaffenheit dieser Fähigkeit allein nicht ableiten. Selbst die hier als ‚Symptome‘ oder ‚Spuren‘ dieses Denkmodus gehandelten, transkulturell nachweisbaren Eigenschaften von Erzählungen sind keine notwendig in allen jemals auf der Welt erzählten Geschichten präsenten Eigenschaften.

So bildet zum Beispiel der heterodiegetische Erzähler (also der Erzähler, der selbst nicht Teil der erzählten Welt ist; die ‚Stimme aus dem Off‘) kein verbindliches Merkmal des EPISCHEN sensu Hamburger, auch wenn er in ihrer Konzeption ein prototy-

65 Vgl. Eibl 2004, 40, 356, und Eibl (in diesem Band), S. 9.

66 Vgl. Anm. 32.

pisches Merkmal darstellt⁶⁷ und sich als solches auch im interkulturellen Vergleich bestätigt. Auch in einer fiktionalen Ich-Erzählung mag man unter Umständen das ‚beschwörende Raunen‘ vernehmen, sie also im Modus des EPISCHEN wahrnehmen. Entscheidend ist, dass der Rezipient die richtige kognitive Einstellung der Geschichte gegenüber einnimmt, und dazu mag bei entsprechender literarischer Sozialisation schon das Wort ‚Roman‘ auf dem Titel ausreichen.

Darüber hinaus aber können auch die Eigenschaften, die der kognitive Tiefenmodus EPITIV als Spuren in den Sprach- und Erzählsystemen der Welt hinterlassen hat, als Signale eingesetzt werden, die dem Leser anzeigen, welche kognitive Haltung er einnehmen soll. So bedient sich beispielsweise Melville in *Moby-Dick* wohl nicht zufällig des Mittels der Unbestimmtheit in personaler und temporaler Hinsicht, wenn er den Roman beginnen⁶⁸ lässt: „Call me Ishmael. Some years ago – never mind how long precisely – [...]“ (S. 3). Indem der Ich-Erzähler nur *pro forma* einen Namen bekommt und die Zeit der Handlung aus der Konkretheit des Biographischen tendenziell herausgenommen wird, wird die Ich-Origo des Sprechaktes als koordinatendefinierender Nullpunkt der erzählten Welt massiv geschwächt, und dem Leser mag es so leichter fallen, sich auf das ‚Raunen‘ des EPISCHEN einzulassen. Ähnlich in Dickens’ *David Copperfield*: Mit dem ersten Satz – „Whether I shall turn out to be the hero of my own life, or whether that station will be held by anybody else, these pages must show“⁶⁹ – ordnet der Erzähler sich der Objektivität einer unabhängig von ihm so-und-nicht-anders existierenden Geschichte unter, auf deren Verlauf er keinen Einfluss zu haben scheint. Dadurch wird aus dem wirklichkeitsmimetischen Ich-Erzähler ein Element einer *Geschichte* („hero“): ein Wesen aus Papier, Sklave und Erfüllungsgehilfe einer objektiven literarischen Tradition („these pages“), deren bloße Erzählstimme, Erzählfunktion, deren bloßes *Medium* er ist. (Dass dies durch den Roman selbst, der vom zweiten Satz an vielmehr ein Musterbeispiel für einen frei und eigenmächtig über seine Geschichte verfügenden Erzähler liefert, gründlich widerlegt wird, spielt keine Rolle. Entscheidend ist, dass der Leser diese Erzählung nicht als ‚Wirklichkeitsaussage‘ im Sinne Hamburgers, sondern im Modus des EPISCHEN wahrnehmen soll und dass er dazu im ersten Satz des Romans durch den verklausulierten Hinweis ‚Was nun folgt, ist eine Geschichte‘ gewissermaßen aufgefordert und darauf eingestimmt wird.)

67 Vgl. dazu auch Domenghino 2008, S. 30f.

68 Gemeint ist der Beginn des eigentlichen Erzähltextes. Dem geht bekanntlich ein kommentierender Vorspann voraus, in welchem der Erzähler bezeichnenderweise eine bloße Variation „of what has been promiscuously said, thought, fancied, and sung of Leviathan, by many nations and generations, including our own“, ankündigt, das heißt sich zum passiven Part einer objektiven Überlieferung des *it is said* hinabstuft; Melville, Herman: *The Writings of Herman Melville. The Northwestern-Newberry Edition*, Vol. 6: *Moby-Dick or The Whale*. Ed. by Harrison Hayford, Hershel Parker and G. Thomas Tanselle. Evanston; Chicago: Northwestern University Press & The Newberry Library 1988, S. XVII.

69 Dickens, Charles: *David Copperfield*. Ed. by Nina Burgis. Oxford: Clarendon 1981 (=The Clarendon Dickens), S. 1.

Es fehlt in der schriftlichen Romantradition nicht an solchen und ähnlichen Kunstmitteln, den Ich-Erzähler in eine Art pseudo-heterodiegetischen Raum zu versetzen und dadurch das ‚Ich‘ seiner Bedeutung als koordinatendefinierende Sprechakt-Origo tendenziell zu entkleiden.⁷⁰ Henrik Skov Nielsen hat die in diesem Zusammenhang höchst interessante Beobachtung gemacht, dass sich in literarischen Ich-Erzählungen oft eine nicht mit dem ‚erzählenden Ich‘ identische, unpersönliche, man könnte sagen: EPIISCHE Erzählstimme bemerkbar macht.⁷¹ Die grammatische Form der ersten Person wird in solchen Fällen zu einer Quisquilie der sprachlichen Oberflächenstruktur; ihre semantische Referenz auf der Ebene der Tiefenstruktur hingegen ist mit der eines EPISCHEN Er-Erzählers tendenziell identisch.

Umgekehrt lassen sich durch das Spiel mit Signalen dieser Art auch Er-Erzählungen dem Reich des EPISCHEN entfremden; so zum Beispiel wenn Döblin uns im Untertitel zu seinem Roman *Berlin Alexanderplatz* die „Geschichte vom [!] Franz Biberkopf“⁷² ankündigt, also mit dem bestimmten Artikel ein deiktisches Mittel einbaut, das indikatives Sprechen im Sinne von Hamburgers ‚Wirklichkeitsaussage‘ signalisiert. Diese Indikativität wird weiter unterstützt durch die zeitungähnlichen, im Präsens gehaltenen und mit konkreter Hic-et-nunc-Deixis ausgestatteten Narrationen vor jedem Kapitel sowie vor dem gesamten Roman. Zwar beginnt im ersten Kapitel dann mit „Er stand vor dem Tor des Tegeler Gefängnisses und war frei. Gestern hatte er noch [...]“ (S. 15) eine klassische EPISCHE Er-Erzählung, die auch durchaus als solche rezipiert werden kann, doch der Leser wird durch die genannten Mittel in regelmäßigen Abständen in diesem Rezeptionsmodus gestört und vorübergehend in den einer nachgeahmten Realkommunikation gedrängt. Das ändert nichts an der Fiktionalität von Döblins Roman, wohl aber an seiner EPIZITÄT im hier veranschlagten Sinne. Das gibt Anlass zu einigen abschließenden Bemerkungen zum Verhältnis von Fiktionalitäts- und Erzähltheorie in den vorliegenden Ausführungen.

4. Schlussbemerkung: Literaturtheorie, Erzähltheorie, Fiktionstheorie

Es gibt in der Kayaposprache eigentlich kein Wort für Glauben. Es gibt nur ein Wort *mare* = *ma* = welches die Grundbedeutung ‚hören‘ hat. Es bedeutet aber darüberhinaus auch das Wissen, das vom Hören kommt; auch unser Begriff für Glauben und Vertrauen kann mit diesem Wort übersetzt werden. Bei einem Volk, das keine Schrift kennt, geschieht ja die Glaubens- und Wissensvermittlung nur durch das Hören, soweit es nicht durch die Anschauung selbst kommt. Das Wissen

70 Vgl. Weinrich 2001, der Hamburgers Unterscheidung (text)linguistisch weiterentwickelt, und Petersen 2010, der eine breit angelegte literarische Stilistik in diesem Sinne entworfen hat.

71 Nielsen, Henrik Skov: The Impersonal Voice in First-Person Narrative Fiction. In: *Narrative* 12:2 (2004), S. 133-150.

72 Döblin, Alfred: *Berlin Alexanderplatz*. Die Geschichte vom Franz Biberkopf. Text der Erstausgabe. Hg. von Werner Stauffacher. 44. Aufl. München: dtv 2005, S. 9.

aus der eigenen Anschauung wird bei den Kayapo einfach mit dem Wort ‚sehen‘ = *pumu* bezeichnet.⁷³

Poetologische Konventionen wie Gattungsbezeichnungen, artifizielle Erzähleingänge oder genretypischer Sprachduktus gehören in den großen Topf dessen, was häufig als „Fiktionalitätssignale“ bezeichnet wird. Doch die kognitive Einstellung, die hier unter dem Namen EPISCHER DENKMODUS geführt wird, ist basaler als die Unterscheidung von fiktionalem und historisch-faktuellem Erzählen. Dies zeigt sich insbesondere im Vergleich mit mündlichen Kulturen, da diese beiden Erzähltypen dort in der Regel nicht in einer mit Schriftkulturen vergleichbaren Weise differenziert werden.⁷⁴ Was ich hier im Anschluss an Hamburger (vorläufig) als EPISCH bezeichnet habe, ist nicht identisch mit fiktional,⁷⁵ sondern meint ein meines Wissens noch in keiner anderen ästhetischen Theorie als eigene Kategorie ausgewiesenes Phänomen, das spezifischer ist als die Kategorie alles Nichtwirklichen, aber weiter als die des Fiktionalen; einen Denkmodus, der die typisch moderne Kategorie des Fiktionalen zwar ermöglicht, aber nicht mit ihr zur Deckung kommt.

Damit ist zugleich auch ein theoretisch besonders intrikater Bereich des Erzählens angesprochen: das fiktionale und nichtfiktionale Erzählen *avant la lettre*. Der evolutionäre Prototyp des EPISCHEN kann aufgrund seiner tendenziellen zeit-räumlichen Unbestimmtheit eher als Vorläufer des fiktionalen als des historischen Erzählens gelten; letzteres hat sich wohl stärker aus Formen der (indikativischen) Alltagsrede heraus entwickelt und im Zuge dessen auch Randbereiche des ehemals EPISCHEN Erzählens aggregiert. Eben diese ‚Randbereiche‘ vor der Differenzierung von fiktionalem und fakturem Erzählen moderner Fassung sind gemeint, wenn ich von ‚nichtfiktionalem Erzählen *avant la lettre*‘ spreche: Es geht um den Bereich des ‚Mythischen‘, um jene Geschichten vom ‚Anfang der Welt‘, die im jeweiligen Kulturkreis wohl ursprünglich irgendeine Form von Wahrheitsstatus genossen haben (und deshalb in der Regel von modernen Beobachtern dem Reich der Religion und der Glaubensinhalte zugeschlagen werden), mit ‚faktuellem‘ Erzählen aber doch falsch bezeichnet wären, da sie – wie die sonstigen Märchen, Sagen, Tiergeschichten etc. – vom Originalpublikum dem ‚EPISCH raunenden‘ Traditionsbereich des „it is said“ zugeordnet werden.

Möglicherweise verdankt auch die moderne Gattung des historischen Romans seine Existenz dem Umstand, dass die Unterscheidung von fiktionalem und historisch-faktuellem Erzählen keine angeborene, sondern eine kulturelle Unterscheidung ist. Eine Spezies, in deren biologischer Grundausstattung die Kategorien fiktional vs. faktual fest verankert wären, hätte das eigenartige Gemisch von Erfundenem und historisch Verbürgtem vielleicht nicht in ausreichendem Maß toleriert und nie als eigene Gattung konventionalisiert. Eine Spezies hingegen, deren angeborener kognitiver Apparat nur über die große Schublade des EPISCHEN verfügt, kann es getrost hinnehmen, wenn

73 Lukesch 1968, S. 173.

74 Vgl. Anm. 53.

75 Vgl. auch Petersen 2010, S. 30.

auch innerhalb eines (in der Moderne klar als fiktional markierten) Erzählens auch Elemente auftauchen, die der akzeptierten historischen Wahrheit entsprechen, denn diese Kategorienvermischung verstößt dann nicht gegen die durch die *ideae innatae* vorgegebenen Demarkationslinien und stellt folglich keine besondere Irritation dar.

Umgekehrt mag diese große Schublade des EPISCHEN dafür verantwortlich sein, dass wir relativ ungehemmt auch aus fiktionalen Geschichten Wissen entnehmen,⁷⁶ was unter anderem zur Folge hat, dass wir nicht geschützt gegen ideologische Prägungen durch Fiktionen sind.⁷⁷ Die kognitive Scopesyntax ordnet die erzählerisch präsentierten Informationen zwar der prinzipiellen Quarantäne des EPISCHEN zu und entkoppelt sie damit von unmittelbaren Handlungsimpulsen; diese neuen Informationen (gewissermaßen ‚auf Vorrat‘) ins allgemeine latente Weltwissen aufzunehmen sind wir jedoch nur allzu bereit. Die Vergewisserung ‚Aber das ist nur Fiktion!‘ mittels der kulturellen Kategorie des Fiktionalen ist demgegenüber ein vergleichsweise bewusster, aktiver und kulturell voraussetzungsreicher Akt.

Aus diesen Gründen meine ich, dass Hamburgers Theorie missverstanden wird, wenn sie vordergründig als Fiktionalitätstheorie rezipiert wird. Wie der Titel ihres Buches *Logik der Dichtung* besagt, sind ihre Vorschläge zunächst einmal als *Dichtungstheorie* (Literaturtheorie) zu verstehen und, da sich ihre Überlegungen an der Gattungstrias orientieren, in zweiter Instanz auch als *Gattungstheorie* – möglicherweise als Beginn einer *biologischen* Gattungstheorie. Ob Goethes Diktum von den drei „Naturformen der Dichtung“⁷⁸ eine evolutionsbiologische Basis hat, muss sich erst noch erweisen.⁷⁹ Die hier angeführten Belege aus verschiedenen Kulturen lassen es jedoch als nicht unsinnig erscheinen, zumindest die Vermutung einer eigens für das (dichterische) *Erzählen* zuständigen kognitiven Disposition zunächst einmal weiterzuverfolgen.

Die Frage, ob das Geschichtenerzählen eine kognitive Adaptation im evolutionsbiologischen Sinne sein könnte, hat in jüngster Zeit viel Beachtung gefunden. Besonders hervorzuheben ist hier Michelle Scalise Sugiyama⁸⁰, die in einer Reihe von Studien

76 In mündlichen Kulturen scheint das Speichern und Parathalten von Informationen eine der Hauptfunktionen von Geschichten zu sein; vgl. zum Beispiel Opler, Morris Edward: *Myths and Legends of the Lipan Apache Indians*. New York: Augustin 1940 (=Memoirs of the American Folk-Lore Society 36), S. 8f.; Goodwin 1939, S. Xf.

77 Zu diesem Problemzusammenhang vgl. auch Mellmann, Katja: *Reassessing the concept of ‚ideology transfer‘. On evolved cognitive tendencies in the literary reception process*. In: Bruhn, Mark; Wehrs, Donald (Eds.): *Cognition, Literature, and History*. New York: Routledge 2014 (=Interdisciplinary Perspectives on Literature), S. 80-93.

78 Goethe, Johann Wolfgang: *Werke*. Hg. von Erich Trunz [Hamburger Ausgabe], Bd. 2: *Gedichte und Epen II*. Hamburg: Wegner⁵1960, S. 187.

79 Vorüberlegungen zur Erforschung dieser Frage bei Mellmann (in Vorbereitung).

80 Vgl. zum Folgenden vor allem Sugiyama, Michelle Scalise: *Reverse-engineering narrative. Evidence of special design*. In: Gottschall, Jonathan; Wilson, David Sloan (Ed.): *The literary animal. Evolution and the nature of narrative*. Evanston/III: Northwestern University Press 2005, S. 177-196; Dies.: *Information is the stuff of narrative*. In: *Style* 42 (2008), S. 254-260; zu ihren übrigen Aufsätzen vgl. die Bibliographie in Dies.: *The*

nachgewiesen hat, dass die Erzählungen neuzeitlicher Jäger-und-Sammler-Gesellschaften deutliche thematische Dominanzen aufweisen, die sich um adaptive Probleme herum zentrieren. Sie vermutet, dass das Erzählen ursprünglich ein Mittel dargestellt hat, adaptiv relevantes Wissen zu überliefern. Die narrative Form stelle eine gute Möglichkeit dar, solches Wissen in einprägsamer Weise und zugleich ausreichend hoher Auflösung zu speichern und weiterzugeben, und mag sich deshalb im Zuge der Anpassung an die ‚kognitive Nische‘ als leistungsstarke Informationstechnologie genetisch stabilisiert haben, also in einer Zeit, in der Homo Sapiens seine starke Kulturbasiertheit als artspezifisches Merkmal ausbildete und auf eine exosomatische Speicherung kulturellen Wissens in zunehmendem Maße angewiesen war.

Damit ist ein spezifischer Selektionsdruck benannt, der zur Entwicklung der menschlichen Erzählfähigkeit beigetragen haben könnte. Weniger klar ist, wie das auf diese Weise entstandene, mit diesem Selektionsdruck korrelierende psychische Merkmal zu beschreiben wäre. Vergleichbare thematische Dominanzen wie die von Scalise Sugiyama an Jäger-und-Sammler-Erzählgut festgestellten ergeben sich auch, wenn man der Frage nachgeht, in welchen Situationen und über welche Gegenstände Menschen in konversationellen Zusammenhängen erzählen, also eine instinktive Verhaltensdisposition ‚Erzählen‘ zeigen.⁸¹ Das bedeutet aber auch, dass dichterisches und nichtdichterisches Erzählen sich in dieser Hinsicht nicht wesentlich unterscheiden. Ich betrachte Scalise Sugiyamas Überlegungen deshalb eher als eine Antwort auf die Frage, wie die Entwicklung der menschlichen *Sprache* vonstattengegangen sein könnte. Die in beiderlei Erzählen überrepräsentierten Thematiken lassen sich anbinden an ältere, zum Teil schon vorhumane Kommunikationsnotwendigkeiten; so zum Beispiel das Thema der Nahrungssuche an die auch im übrigen Tierreich beobachtbaren Futterrufe, das Motiv der gefährlichen Raubtiere an das tierliche Kommunikationsverhalten des Warnrufs oder soziale Thematiken an nonverbale Kommunikationsformen des ‚Verbrellens‘ oder des *grooming*. Scalise Sugiyamas Analysen scheinen mir einen wichtigen Beitrag zur Aufklärung der menschlichen Sprachentstehung zu leisten, indem sie triebhafte Anlässe spezifizieren, in denen das neue Kommunikationsmittel bevorzugt benutzt und dadurch immer weiter ausgebaut wurde. Dann aber wäre der von ihr benannte Selektionsdruck mit der Adaptation Sprache eigentlich schon zufriedenstellend beantwortet. Um das (dichterische) *Geschichtenerzählen* als biologische Adaptation plausibel zu machen, bedarf es noch einer Zusatzüberlegung.

Scalise Sugiyama hatte die *narrative Form* (bestehend aus Figuren, einem spatiotemporalen ‚Setting‘, einzelnen Handlungen der Figuren, einer verbundenen Ereignisabfolge und einer Konflikt/Lösungs-Struktur) als das spezifische kognitive Merkmal angesehen, das sich als Anpassung an den genannten Selektionsdruck ergeben hat. Aber

forager oral tradition and the evolution of prolonged juvenility. In: *Frontiers in Psychology* 2 (2011). Online verfügbar unter <http://www.frontiersin.org/Profile/PublicationDetails.aspx?ArtId=1802>.

81 Vgl. Mellmann 2012.

dieses *Format* der Sprachverwendung lässt sich vollständig als Nebenprodukt bereits vorhandener kognitiver Fähigkeiten erklären, auf denen die Entstehung von Sprache notwendig aufbaut; Sprache hatte sozusagen von Anfang an proto-narrativen Charakter.⁸² Auch die *Themen*, über die erzählt wird, ergeben sich, wie gesagt, bereits schlüssig aus älterem Tiererbe, und es ist weiter nicht verwunderlich, wenn Themen, die in realen Lebenszusammenhängen von Relevanz sind, auch in Dichtung wieder auftauchen. Das gesuchte Spezifikum scheint mir woanders zu liegen und lässt sich gleichwohl unmittelbar aus dem von Scalise Sugiyama benannten Selektionsdruck ableiten.

Scalise Sugiyamas „*information transmission hypothesis*“ besteht im Kern in der Vermutung, dass sich unsere Präferenz für das Geschichtenerzählen aus dem Bedarf einer leistungsfähigen Informationstechnologie im Rahmen der ‚kognitiven Nische‘ erklärt. Die besondere Anpassung der menschlichen Spezies, die mit der Metapher der ‚kognitiven Nische‘ bezeichnet wird, liegt unter anderem in ihrer Fähigkeit, einmal erlangtes Wissen auch über den direkten Kontakt zweier Individuen hinaus zu bewahren und in Form von überindividuellem Traditionsgut über Generationen hinweg immer weiter anzureichern. Mit der Entstehung dieser neuen Form des Wissens, das nicht eigenes Erfahrungswissen (und auch nicht Erfahrungswissen eines unmittelbaren Gesprächspartners) ist, sondern durch bloßes ‚Hörensagen‘ übermitteltes Wissen, könnte sich eine neue kognitive Struktur entwickelt haben, die speziell für die Verarbeitung dieser Form von Wissen zuständig ist. Diese kognitive Struktur ließe sich näherhin beschreiben als ein neuer angeborener Bereichsindikator im Rahmen der von Cosmides und Tooby beschriebenen kognitiven Bereichssyntax.

Hier liegt die Brücke zu dem „It is said“ der Erzählungen vieler mündlicher Kulturen und dem ‚raunenden Beschwören‘ moderner literarischer Er-Erzählungen. Käte Hamburgers ‚episches Präteritum‘ und die hier als weitere Äquivalente aufgeführten sprachlichen Merkmale der Geschichten der Welt sind meines Erachtens Ausdruck eben dieses evolutionär neu hinzugetretenen kognitiven Bereichsindikators für bloßes ‚Hörensagen‘ im Sinne von nichterfahrungsunmittelbarem Wissen. Mit anderen Worten: Bei dem EPISCHEN Denkmodus könnte es sich um eine Adaptation von Homo Sapiens handeln, die es ihm ermöglicht, als ‚erweiterten Phänotyp‘⁸³ eine kulturelle ‚Zwischenwelt‘⁸⁴ auszubilden, indem sie eine besondere Form des mentalen ‚Entkop-

82 Vgl. Tooby; Cosmides 2001, S. 24; Boyd 2009, S. 132-176; Mellmann 2012, S. 33-35; Davies 2012, S. 164.

83 Vgl. Dawkins, Richard: *The extended phenotype. The gene as the unit of selection*. Oxford; San Francisco: Freeman 1982.

84 Vgl. Eibl, Karl: *Kultur als Zwischenwelt. Eine evolutionsbiologische Perspektive*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2009; vgl. auch die vielfachen Betonungen, wie stark menschliche Kultur durch ‚Narrative‘ reguliert sei, zum Beispiel bei Boyd 2009, S. 199-208; Hoeg, Jerry: *Why did narrative evolve? (Human) Nature and narrative*. In: *Studies in the Literary Imagination* 42:2 (2009), S. 1-13; Gottschall, Jonathan (2012): *The storytelling animal. How stories make us human*. Boston; New York: Houghton Mifflin Harcourt 2012, S. 117-138.

peins⁸⁵ bereitstellt, nämlich: ein Entkoppeln durch situative *Unbestimmtheit* (Streichung der ‚indikativischen‘ Ich-Origo),⁸⁶ das eine grundsätzliche *Übertragbarkeit* der gespeicherten Informationen gewährleistet.⁸⁷

Eine solche kognitive Adaptation wäre maßgeblich an der Entwicklung beteiligt, die Karl Eibl als „Ausdifferenzierung des Sachbezugs“⁸⁸ bezeichnet und als Besonderheit der Menschensprache kenntlich gemacht hat. Und eine solche Adaptation könnte erklären, weshalb wir überhaupt in der Lage beziehungsweise so eigentümlich versessen darauf sind, in der dritten Person zu erzählen.⁸⁹ Der EPITIV als Adaptation in diesem Sinne, das heißt als ein Mittel der kognitiven ‚Vergegenständlichung‘,⁹⁰ wäre also ein spezifisches kognitives Modul, das sich im Kontext der (Groß-), ‚Adaptationen‘ Sprache⁹¹ und Kultur⁹² herausgebildet hat. Die Konzeption eines EPITIV als eines distinkten adaptiven Moduls könnte solche großräumigen Adaptationsprozesse des Menschen an die ‚kognitive Nische‘ neu beleuchten und einer genaueren Erforschung der daran konkret beteiligten kognitiven Mechanismen dienlich sein.⁹³

85 Vgl. Cosmides; Tooby 2000; Tooby; Cosmides 2001. S. 19-22.

86 Vgl. auch das Konzept der „Indirektion“ bei Heeschen, Volker: The narration ‚instinct‘. Signalling behaviour, communication, and the selective value of storytelling. In: Trabant, Jürgen; Ward, Sean (Eds.): New essays on the origin of language. Berlin; New York: de Gruyter 2001, S. 179-196; Ders.: The narration ‚instinct‘. Everyday talk and aesthetic forms of communication (in communities of the New Guinea Mountains). In: Knoblauch, Hubert; Kotthoff, Helga (Eds.): Verbal art across cultures. The aesthetics and proto-aesthetics of communication. Tübingen: Narr 2001, S. 137-165.

87 Vgl. auch Mellmann, Katja: Voice and perception. An evolutionary approach to the basic functions of narrative. In: Aldama, Frederick Luis (Ed.): Toward a Cognitive Theory of Narrative Acts. Austin: University of Texas Press 2010 (=Cognitive Approaches to Literature and Culture), S. 119-140; 131f.

88 Eibl 2004, S. 224-232, in Anschluss an Karl Bühlers Unterscheidung von Sach- und Personenbezug der Sprache.

89 Vgl. Mellmann 2010, S. 131f., und die in Anm. 28 genannten Autoren.

90 Eibl 2004, S. 232-249.

91 Pinker 2003; Mellmann 2012, S. 46.

92 Eibl, Karl; Mellmann, Katja: Misleading alternatives. In: Style 42 (2008), S. 166-171; 170; Eibl 2009; Mellmann 2012, S. 45f.


93 Ich danke der Volkswagenstiftung für die Förderung durch ein Dilthey-Fellowship, das diese Arbeit ermöglicht hat.

Endre Hárs, Márta Horváth, Erzsébet Szabó (Hg.)

Universalien?

Über die Natur der Literatur

TRIER 2014

 **Wissenschaftlicher Verlag Trier**